

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Mannifaltige Erzaehlungen

## Mannigfaltige Erzählungen.

Rose Mahot,  
die edle Menschen-Ketterin.

Rose Mahot, die Schifferin von Grandville genannt, ein Mädchen von 24 Jahren, wagte es mit eigener Lebensgefahr das Leben eines Menschen zu retten. — Sie war die Tochter eines im Dienste des unglücklichen Königs von Frankreich, Ludwigs XVI, gestorbenen Matrosen. Um ihre alte zwei und siebenzigjährige kränkliche Mutter zu ernähren, trieb sie das Gewerbe ihres Vaters. Das Steuerruder in den Händen eines Mädchens zu sehen, war etwas Ungewöhnliches. Sie fuhr täglich mit ihrem Kahn vom Ufer bis zum Damme des Merhafens, und von da bis zum Ufer. Sie führte sich übrigens ehrbar auf. Auf einer ihrer Fahrten (es war im Wintermonat 1780) schwall das Meer hoch auf und wurde stürmisch. Sie nahm auf demselben einen Menschen gewahr, welcher schon in den Wellen mit dem Tode rang. Von fünfzehn Mannspersonen, die sich im kleinen Schiffe befanden, war kein einziger Willens diesem Unglücklichen zu helfen. Sogar widersetzten sie sich dem großmüthigen Entschlusse ihrer Schifferin, die, über ihre schändliche Unthat aufgebracht, dessen Rettung beschloß, ihnen Stillschweigen gebot, und ihnen befahl, sich gar nicht zu bewegen. Sie wollte selbst nicht ins Wasser springen, weil sie befürchtete, daß in dieser Zeit ihr Kahn dem Winde und den Wellen preisgegeben würde, allein sie näherte sich dem Verunglückten, und sie wußte so geschickt das Steuerruder zu lenken, daß sie ihn ergriff und aus dem Meere zog. Es war ein Soldat, Namens Ludw. Jeannet, vom Regimente Berwick, welcher, indem er sich baden wollte, vom heftigen Ungewitter und Wahregen überrascht worden war. Rose Mahot hatte sich vorher, wenn ihr dieser Versuch der Rettung mißglückt wäre, fest entschlossen, sich ihm nach ins Wasser zu stürzen, weil sie bemerkt hatte, daß dieser Halbtodtte seine letzte Kraft angestrengt hatte, um sich auf die Wellen zu schwingen, und sich oberhalb des Wassers zu halten. Sie brachte ihn im Kahn bald ans Land, und die Hilfe, die man ihm leistete,

rief ihn bald wieder ins Leben zurück. — Dieser Mensch war von gleichem Alter wie seine Wohlthäterin, groß und wohlgebildet, und seines Handwerks ein geschickter Schreiner. Köschchen Mahot hatte vorher ihn noch nie gesehen. Sobald er erfuhr, daß sie ihn gerettet habe, wollte er seine Ketterin kennen lernen, und ihr seinen Dank abstatten. Dieses Dankgefühl gieng bei ihm, der in der wiederfahrenen Rettung alles Edle las, bald in Liebe über; denn Köschchen Mahot war auch zugleich schön. Er erklärte ihr seine Neigung und seinen Entschluß, sie zu heirathen. Köschchen schien ihn wieder zu lieben. Jener suchte bei seinen Offizieren um die Genehmigung zu heirathen nach, und erhielt dieselbe. Nun machte er seiner Braut den förmlichen Antrag; allein sie schlug jetzt seine Hand aus. „Sie könne, sagte sie, ihn deshalb, wenn sie ihn gleich liebe, nicht heirathen, weil er als Soldat oft eine andere Garnison erhalte, und sie sich dann zu weit von ihrer alten Mutter entfernen müsse, die sie nicht verlassen wolle. Wenn er aber seinen Abschied erhalten könnte, wolle sie ihn mit Vergnügen zum Manne erwählen, weil dann ihre unglückliche Mutter zu einem Sohn gelangte.“ Sie selbst gieng zu den Offizieren, bat um seinen Abschied, und verlangte sogar denselben als eine Schuld. „Ludw. Jeannet, sagte sie zu ihnen, war für das Regiment todt! ich habe ihn gerettet! er ist mein! er gehört mir!“ Dies war richtig; denn ohne ihre Beihilfe hätte das Meer ihn verschlungen. Nach dem Eroberungsrechte war er auch ihr Eigenthum. Aber man setzte ihrem Gesuche wichtige Einwendungen entgegen, und sie erhielt seinen Abschied nicht. Sofort verbot sie ihrem Bräutigam ihre Hütte zu betreten, und untersagte es ihm auch, sie in einem andern Hause oder bei ihren Verwandten aufzusuchen. Weil wahre Liebe bescheiden und ehrfurchtsvoll ist, gehorchte Ludw. Jeannet. Nur konnte er sich nicht enthalten die ganze Zeit, die ihm die Beobachtung seines Dienstes übrig ließ, auf einem Felsen zuzubringen, von welchem er den ganzen Merhafen übersehen konnte. Von hier aus blickte er auf seine Geliebte hin, und sah wie sie arbeitete, und ihren Kahn vom Damme zum



Ufer und vom Ufer zum Damme hinsteuerte. Der Intendant von Caen, ein von Natur weichgeschaffener, großmüthig denkender Mann, erfuhr durch einen Brief, worin man ihm diesen Vorfall erzählte, diese Geschichte und die Lage der Sachen, und wurde dadurch in Feuer gesetzt. Er selbst reiste nach Grandville. Ueber alles, was das Gewerbe, die Ausführung und edle That der Rose Mahot betraf, stellte er die genaueste Nachforschung an, und er fand alles, was man ihm geschrieben hatte, genau bestätigt. Nun legte er zu Jeannet's Loskaufung 400 Livres in die Regimentskasse. Dieser eilte nun auf den Flügeln der Liebe zu seiner Braut, und jezt war sie willig, sich mit ihm zu verbinden. Köschens That und Jeannet's thätige Dankbarkeit, die sich auf den lobenswürdigen Entschluß gründete, eine so edle Seele fein nennen zu dürfen, verbreitete sich bald durch ganz Frankreich. Der Prinz von Montbary ließ dem Jeannet unentgeltlich seinen Abschied ausfertigen, und ihm die vom Intendanten zu Caen an das Regiment gezahlte 400 Livres zurückgeben. Der König selbst befahl dem General-Direktorium der Finanzen der Rose 1200 Livres auszugeben, wozu sie ein Billet in Form einer Lotterie erhielt. Der Stadt bewilligte man 200 Livres beizufügen. Der Stadtmagistrat und die Offiziere des Regiments Serwick wohnten der Hochzeit selbst bei. Der Maire von Grandville führte sie zum Altar, und der zweite Obrist des Regiments begleitete sie nach Hause. Es war ein wahres, zur Zufriedenheit des Publikums gefeiertes Freudenfest. Jener so reichlich erhaltenen Aussteuer ungeachtet, verlor Köschens die Einfalt ihrer Sitten nicht. Sie war eben so tugendhaft und vernünftig, als sie schön und herzlich war. Ihre Tugend und ihr Muth wurden trefflich anerkannt und belohnt; sie verdiente dies aber auch, denn Menschenliebe war mit kindlicher Liebe, und Liebe mit Edelstimm immer bei Köschens verbunden.

Sie fuhr auch als Frau fort eine Schifferin zu seyn, und ihr Mann trieb mit Eifer das Tischlermetier. Dadurch konnten sie sich nun Beide hinlänglich ernähren, und wie es Köschens sehnlichst wünschte, auch ihrer alten Mutter durch Unterhalt und Verpflegung ihren edeln Kindesinn beweisen.

Sollten nicht die in einer solchen Ehe erzeugten Kinder auch edel denkende Menschen geworden seyn?

## Der redliche Streit.

Die schöne That der Rose Mahot wird zwar Bewunderung aber doch kein Erstaunen erregen; denn unter meinen Lesern und Leserinnen ist gewiß mancher oder manche, die in ähnlichen Fällen eben so gehandelt haben würde. Aber ohne denselben zu nahe zu treten, darf ich zweifeln, ob man viele unter ihnen, und überhaupt unter den jezigen Bewohnern Europa's antreffen würde, die so gewissenhaft und uneigennützig handelten wie die Hauptpersonen folgender Geschichte. Man wird vielleicht glauben, der hinkende Bote erzähle ein Märchen aus dem Noade; denn Eigennutz und Habsucht sind, leider! der Hauptcharakter jeziger Zeiten, und daran ist die nun geendigte Revolution nicht wenig Schuld. — Diese Geschichte ist aber den 26sten September 1774 wirklich geschehen, und wurde zu jener Zeit von einem vornehmen Mann, der die Rolle des Schiedsrichters dabei gespielt hatte, mit folgenden Worten niedergeschrieben:

„Vor einigen Wochen kam eine betagte Bauersfrau zu mir, begleitet von ihrem zweiten Manne und einem in erster Ehe erzeugten Knaben von zwölf Jahren. Ihr folgte ein alter ehrwürdiger Greis, und sie hatten noch zwei Zeugen aus dem nächsten Dorfe mitgebracht, die in ihren leinenen Kitteln ein recht feierliches und vielbedeutendes Gesicht machten, ob sie gleich nicht wußten, wegen sie zugegen waren.“

Die Frau redete zuerst, und sagte: „Wir haben gehört, daß sie ein Herr sind, der die schlechten Bauersleute gütig anhört, und gern vergleicht. Wir sind deswegen aus der Nachbarschaft hierhergekommen, und bitten Sie, uns auseinander zu setzen. Es sind schon einige Jahre, daß ich mit diesem alten Manne über eine beträchtliche Schuldforderung einen Streit habe, den wir beiderseits nicht gern zu einem förmlichen Prozesse möchten kommen lassen.“ Sie schwieg.

Ich habe immer einen besondern Beruf empfunden, den armen Bauern in ihren Händeln und Nöthen mit Rath und That beizustehen, und ihre herzlichsten Dankfagungen und Segenswünsche haben mich reichlich belohnt.

Die Frau, die mich so schmeichelhaft anredete, hatte in ihrem Gesichte einen Ausdruck von ernster Empfindung, und mehr Anstand in ihrem Betragen, als man von ihresgleichen

zu erwarten seinen sollte. Ich hatte Richter hätte:

Ich habe getragen seinen guten die Lage

„Mein gekorben Jahre m vertraul Vermög Dielesten und die Lieberwe vieles se Umständen lange di will sein woraus stehet de sen ihm lieber g einmal wortung der Ung im Gra Knabe starr an Wie sei ich nicht Erziehu Sohn g ganzen richt er

Der gerin g „Fr und gi meines aus: n wenn Nun sich zu Würde ganze „E Kindhe ten Fr lebt h mehr l er noch



zu erwarten pflegt; und ihr Gegner stand mit seinen schneeweissen Haaren so ruhig da, so voll seines guten Gewissens, daß ein jeder Richter auf sein bloßes Ansehen geschworen hätte: er habe Recht.

Ich besann mich also nicht lange, das angesehene Amt eines Schiedsrichters bei diesen guten Leuten anzunehmen, und fragte um die Lage der Sache.

Mein erster Mann ist vor sieben Jahren gestorben, sagte sie, und hat über zwanzig Jahre mit diesem meinem Gegner in einer so vertraulichen Freundschaft gelebt, daß das Vermögen des einen dem andern allezeit zu Diensten stand. Da mein Mann aber arm, und dieser wohlhabend gewesen, so ist natürlicherweise der erste dem letztern vor und nach vieles schuldig geworden. Jetzt haben meine Umstände sich gebessert, und ich hätte schon lange die Schuld abgetragen, allein der Alte will sein Aufzeichnungsbuch nicht offen legen, woraus sie bestimmt werden könnte, und besteht darauf: ich sollte nach meinem Gewissen ihm bezahlen was ich für recht hielt; aber lieber gab' ich mein ganzes Vermögen auf einmal, als daß ich eine so schwere Verantwortung mir zuzöge, und das Kind hier in der Ungewißheit ließe, ob sein ehrlicher Vater im Grabe ruhen könne oder nicht? — Der Knabe hatte seine Mutter, so lang sie geredet, starr angesehen, und fing nun an zu weinen. Wie sehr mich diese Thränen gefreut, kann ich nicht beschreiben. Was für eine glückliche Erziehung! dacht' ich. Wärest du eines Großen Sohn geboren, du hättest vielleicht in deinem ganzen Leben keinen einzigen so guten Unterricht erkaufen können.

Der gegenwärtige zweite Mann der Klägerin gab ihr auch seinen Beifall, und sagte:

„Frau! mache diesem Handel ein Ende, und gib, wenn es nöthig ist, einen Theil meines Vermögens noch zu dem deinigen heraus: man kann ja sein Brod nicht ruhig essen, wenn man so etwas auf dem Herzen hat.“

Nun war die Reihe an den Alten gekommen, sich zu verteidigen, und er that es mit solcher Würde und Bescheidenheit, daß er sich meine ganze Hochachtung erwarb.

„Es ist wahr, versetzte er, daß ich von Kindheit an mit dem ersten Manne dieser guten Frau als mit meinem besten Freunde gelebt habe. Zwillingbrüder können sich nicht mehr lieben als wir uns geliebt haben. Wäre er noch am Leben, wir würden gewiß um un-

serer Berechnung willen nicht so viele Worte verlieren. Es ist auch wahr, daß er mir einiges Geld schuldig geworden, weil unsere beiderseitigen Umstände es nöthig machten, daß ich ihm und er nicht mir liebe. Was er von mir nach und nach empfangen hat, beläuft sich auf mehr als ein hundert Thaler, wenn ich meinem Aufzeichnungsbuch trauen darf; was ich hingegen von ihm empfangen, das habe ich nicht aufgeschrieben, und es mag doch viel seyn, denn ich erinnere mich unter anderem, daß, als ich vor ungefähr zwanzig Jahren durch die Seuche mein Hornvieh verlor, mein verstorbener Freund mir von seinen drei einzigen Kühen die zwei besten zubrachte, und noch dazu seinen Vorrath an Butter mit mir theilte, ohne einige Vergeltung dafür annehmen zu wollen, der vielen Arbeiten und Reisen, die er für mich gethan hat, ungeachtet. Dieses alles muß meine Gegnerin mit anrechnen, ehe ich meine Forderung gelten machen kann, und hierin besteht unser ganzer Streit.“ Die Frau bestand darauf, „daß dergleichen Freundschaftsdienste, die sich Nachbarn zu leisten pflegten, gegen einander aufgiengen, und setzte hinzu, daß ihr Mann nichts ordentlich aufgeschrieben hätte, sie wüßte nur, daß er mit Kreide auf eine Schreibtafel verzeichnet hätte, wieviel er an baarem Gelde von seinem Freunde geliehen habe.“

Diese Tafel hatte sie nun sieben Jahre lang sorgfältig aufgehoben, und legte sie mir jetzt vor, um gegen sich selbst den Beweis zu führen. Sie war mit einer Reihe von römischen Zahlen beschrieben, die kaum leserlich waren, und aus denen man sonst nichts als die einfaltvolle Aufrichtigkeit dieser guten Leute abnehmen konnte.

Ich fragte den Alten, ob er sein Aufzeichnungsbuch beschwören könnte? „Beschwören, erwiederte er, das soll' ich nur thun, sagte mir neulich ein Rechtsgelehrter, bei dem ich mich Rath's erholen wollte, dann müßte mir die ganze Summe bezahlt werden. Aber das können Sie mir doch nicht rathen, mein Herr! Sie wissen ja wohl, daß die gemeinen Bauersleute es mit ihren Annotationsbüchern nicht so genau nehmen als die Kaufleute und Gelehrten. Ich habe in meinem Leben noch keinen Eid geschworen, und der erste sollte mich hart ankommen. Es sind ohnehin verschiedene Vorkommen in meinem Buche, für deren Richtigkeit ich nicht stehen wollte. Entscheiden Sie also nicht nach der Strenge der Gesetze, sondern nach der



Billigkeit; und vergessen Sie nicht, daß mein Schuldner mein Freund gewesen, und ich eher etwas verlieren kann als der unmündige Knabe da und seine ehrliche Mutter." „Ja, mein Herr! wiederholte die Frau, entscheiden Sie nur; wir wollen es auf Sie ankommen lassen, und ich werde bezahlen, was Sie immer für billig halten; denn mir sind die Worte meines verstorbenen Mannes noch gegenwärtig, als er mir auf dem Todtbette befahl, mit seinem Freunde zu rechnen, und denselben auf sein Wort zu befriedigen."

Sie denken wohl, mein Freund, daß es nicht viel Mühe gekostet habe, diese edeln Streitenden zu vergleichen.

Die alte Schiefertafel wurde mit dem Aufzeichnungsbuch gegen einander gehalten: die Posten, welche hier und dort überein kamen, wurden für richtig erkannt, die andern durch einen Wauschhandel geschlichtet.

Die Frau und der Alte umarmten sich herzlich. Die Zeugen standen voll Verehrung mit offenem Munde da, und nun gingen sie alle mit dem Alten, der sie in seine Heimath einlud, wo eben des andern Tages die Kirchweih einfiel, um sich miteinander recht lustig zu machen, und, wie sie sagten, auf meine Gesundheit zu trinken.

Ich aber genieße noch jetzt der Wollust, so schöne Seelen gekannt zu haben, und mit ihnen in etniger Verbindung gestanden zu seyn.

### Schlimm und auch nicht schlimm.

Zwei Freunde, die einander lange nicht gesehen hatten, begegneten sich von Ungefähr. Wie befindest du dich? fragte der Eine. — Nicht allzuwohl, antwortete der Andere; ich habe mich, seitdem ich dich nicht gesehen, verheirathet. — Nun, das ist ja gut. — Nicht so sehr; denn ich habe eine schlimme Frau bekommen. — Desto böser. — Nicht so böß als du denkst; denn ihr Heirathsgut bestand in zehntausend Thaler. — Et nun das tröstet. — So sehr eben nicht; denn ich habe für diese Summe Schaafse gekauft, welche alle am Schwindel gestorben sind. — Das ist in der That ein schlimmer Zufall! — So gar schlimm doch nicht; denn ich habe aus ihren Fellen mehr gelöst als die Schaafse mich kosteten. — Auf diese Weise ist ja dein Schaden ersetzt worden. — Nicht so wie du denkst; denn mein Haus in welchem ich das

Geld hatte, ist von den Flammen verzehret worden. — O! das ist ein großes Unglück. — So gar groß auch nicht; denn meine Frau ist zugleich mit dem Hause verbrannt.

### Der lächerlich ausgefallene Mord- Anschlag.

In einem kleinen Städtchen in Deutschland lebten zwei Eheleute in beständigem Hauskriege. Man hatte zwar schon einigemal Versuche gemacht Frieden zwischen ihnen zu stiften; sie brachten aber immer nur Waffenstillstände zuwege von ganz kurzer Dauer, worauf gewöhnlich der Krieg nur desto heftiger wieder ausbrach. Die Frau hatte fünferlei Beschwerden, denen nicht leicht abzuhelfen war: erstlich war ihr der Mann zu alt; zweitens zu geizig; drittens zu heillosend; viertens wollte er sich nicht unter den Pantoffel fügen; fünftens hatte er ein gar zu zähes Leben, und dies war noch das Schlimmste: denn sie hatte sich einen jungen hübschen Menschen auserkoren, dem sie die Ehre zugedacht hatte, ihn zu ihrem zweiten Gemahl zu machen. Um also zu ihrem Zweck zu gelangen, entschloß sie sich, dem Schicksal nachzuhelfen, und ihren überlästigen Mann ein bißchen vor der Zeit aus der Welt zu schaffen. Nun laßt uns sehen wie klug sie es anstellte.

Sie war ein großes, mit Mannskraft begabtes Weib, und hätte es mit ihrem Mann auf Schuß, Hieb oder Stich aufnehmen können; aber dies machte zu viel Aufsehen. Gift sollte also das Werkzeug seyn. Sie gieng daher eines Tages, als sie alles recht überlegt hatte wie sie es anstellen wollte, und kurz zuvor wieder ein hitziges Scharmügel zwischen ihnen vorgefallen war, in die Apotheke, und forderte Rattengift. Der Provisor, an nichts Arges denkend, giebt ihr welches. Darüber kommt aber der Apotheker selbst dazu. Da er die Frau gut kannte, und wußte in was für einer bösen Ehe sie lebte, so trug er Bedenken ihr das Gift zu lassen. Geradezu es zurückfordern wollte er nicht, und suchte also durch List es wieder an sich zu bringen, daß sie dabei nichts merken sollte. „Sind es Mäuse oder Ratten die sie vertreiben will?“ fragte er als sie eben fortgehen wollte. „Ratten! Ratten!“ erwiderte die Frau lebhaft, und zwar so groß wie Katzen, sie zehren uns sonst noch



verzehrt  
glück. —  
ne Frau  
t.

ord.

utschland  
ustriege.  
suche ge-  
ten; sie  
ände zu-  
gewöh-  
der aus-  
werden,  
lich war  
ig; drit-  
sch nicht  
hatte er  
war noch  
nen jun-  
dem sie  
em zwei-  
u ihrem  
ch, dem  
erlästigen  
der Welt  
Klug sie

kraft be-  
n Mann  
nen kön-  
en. Gift  
gteng da-  
überlegt  
kurz zu-  
zwischen  
efe, und  
an nichts  
Darüber  
. Da er  
was für  
Bedenken  
s zurück-  
also durch  
h sie da-  
s Mäuse  
" fragte  
Ratten!  
und wor-  
ust noch

Der lächerlich ausgefallene Mord-Entschlag.





auf." „ Da ist das Gift, das ihr der Professor gegeben hat, zu schwach; ich will ihr stärkeres geben,“ sagte der Apotheker. Mit diesen Worten nahm er das Gift zurück, und gab ihr ein unschädliches Pulver. Nun ließ er geschwind dem Mann heimlich sagen was vorgefallen war.

Gleich den folgenden Tag schritt die Frau zu Werke, und schüttete das vermeinte Gift in die Suppe. Sie wollte, wie leicht zu vermuthen ist, nicht mitessen, und gab zur Ausrede, sie habe vor einer Stunde einen Butterstaden gegessen, und dieser habe ihr den Appetit genommen. Der gewarnte Mann merkte aber gleich die Ursache, und aß mit Fleiß die Suppenschüssel rein aus. Bald darauf klagte er über Schmerzen in den Eingeweiden; er verzog das Gesicht, bekam Zuckungen, kurz er spielte die Rolle des Vergifteten so natürlich als möglich; er sieng endlich an zu röcheln, streckte sich in seinem Sessel, und sank zusammen. So wie die Frau merkte, ihr Mann sey todt, eilte sie hinauf in die Schlafkammer, dort war im Boden ein viereckiges Loch angebracht mit einem Schieber, um im Winter die Wärme von der untern Stube in die Kammer einzulassen; dieses Loch befand sich gerade über dem Sitze, den der Mann gewöhnlich am Tische hatte. Die Frau ließ jetzt das eine Ende eines Strickes durch dasselbe herunter, gieng dann hinauf und knüpfte es ihrem immer sich todtkellenden Manne um den Hals. Als dies geschehen war, eilte sie wieder hinauf, um den Leichnam in die Höhe zu ziehen. Aber indessen war der Mann aufgesprungen: den Strick vom Halbe zu lösen, den großen Armsessel herbeizurücken und denselben an das Seil zu knüpfen, war das Werk einer Minute. Nun setzte er sich ruhig in eine Ecke des Zimmers, das Ende abzuwarten. Bald sieng man an oben am Seile hinauf zu ziehen, und zog so lange bis der Sessel einige Schuhe hoch über dem Boden am Seile schwebte. Jetzt sieng die Frau ein Zittergeschrei an, rief die Nachbarn zusammen um Hilfe, ihr Mann habe sich erhenkt. Alles läuft herbei, stürmt zum Hause herein, reißt die Stubenthüre auf und — man male sich das Erstaunen dieser Leute und die Bestürzung der Frau, als sie den Großvater-Sessel statt dem Mann an dem Seile hängen, und diesen mit grimmigem Gelächter ihnen entgegenkommen sahen. (Siehe die vorklebende Vorstellung.) Die Frau sank vor Schrecken in Ohnmacht.

Als die Umstehenden den ganzen Verlauf der Sache vom Manne vernommen hatten, schien ihnen diese Geschichte so possierlich, daß sie alle in ein lautes Gelächter darüber ausbrachen. Aber die Obrigkeit verstand keinen Spas; sie nahm die Sache gar übel auf, machte der Frau den Prozeß, und ließ sie auf Zeit lebens in's Zuchthaus sperren. Und dies war, denke ich, immer noch gnädig genug.

### Die fatalen Pantoffeln.

Abu-Kasem, ein reicher Kaufmann zu Bagdad, hatte es unter allen Einwohnern dieser Stadt in der Sparsamkeit am weitesten gebracht. Seine ganze Kleidung legte davon einen Beweis ab. Vorzüglich aber verdiente seine Pantoffeln, woran die Sohlen mit großen Nägeln befestigt, und das Oberleder aus vielen Stücken zusammengesetzt war, bewundert zu werden. Sie waren durch ihre Schwere zum Sprichwort der ganzen Stadt geworden, so daß ein jeder, wenn er eine recht schwere und plumpe Sache beschreiben wollte, gewiß sagte, sie sey so schwer als die Pantoffeln des Kasem. Kasem hatte einst einen glücklichen Handel gemacht; anstatt daß aber sonst in solchen Fällen die arabischen Kaufleute ein Gastmahl zu geben pflegten, so begnügte er sich mit dem Aufwande ins Bad zu gehen, wohin er lange nicht gekommen war. Als er sich auskleidete, kam einer von seinen Bekannten, der sich über die alten Pantoffeln lustig machte, und ihm rieth, doch endlich ein paar andere zu kaufen, da sie schon so lange das Gespräch der ganzen Stadt gewesen wären. Kasem vertheidigte sich so gut er konnte, und meinte, sie wären doch noch so ziemlich brauchbar. Sein Freund gieng nun fort, um ihm Zeit zu lassen sich in die Badekammer zu begeben. Nach seiner Rückkehr aus derselben suchte Kasem seine Pantoffeln vergebens, fand an deren Stelle ein paar neue, die er für ein Geschenk desjenigen hielt, der ihn vorher mit den alten so aufgezo-gen hatte, und eilte vergnügt damit nach Hause. Aber noch an eben dem Tage wurde er als ein Dieb aus seinem Hause abgeholt: die neuen Pantoffeln gehörten dem Kadi von Bagdad, der nach dem Kasem ins Bad gekommen war, und beim Wiederankleiden dessen alte Pantoffeln anstatt der seinigen gefunden hatte. Ohne Geld kömmt man nicht aus den Händen der Gerechtigkeit,

und Kasem ohngeacht mehr als kaum zu Pantoffeln Fluß war paar Tag fanden b Fisches, hatten, d ihnen, in Theils an Hoffnung ten von sie sich, offensichtliche Unglücke, serfaschen lichen He keine eing Verwüsth tröstlicher Gelegen taufendm seines G verklagte Schaz v ihn unter ner neu sie den U vergräbt Pantoffeln in eine Wasserle sie nicht indem verstoffte sers ver Ursache Pantoffel fängniß ihm abe wurden jedoch Kasem Ende a aber au stiften: von den Indem ihn her schwang darüber nicht e



und Kasem erfuhr die Wahrheit dieses Sazes, ohngeachtet der Beteurung seiner Unschuld mehr als jemand. Er war von dem Gerichte kaum zu Hause gekommen, als er seine alten Pantoffeln voll Verdruss in den vorbeischießenden Fluß warf. Einige Fischer, die ihr Netz ein paar Tage darauf in dieser Gegend auswarfen, fanden beim Ausziehen anstatt eines großen Fisches, den sie aus der Schwere vermutet hatten, diese Pantoffeln, deren Eigenthümer ihnen, wie der ganzen Stadt, bekannt war. Theils aus Verdruss über ihre fehlgeschlagene Hoffnung, theils weil das Netz an vielen Orten von den Nägeln zerrissen war, beredeten sie sich, dieselbe dem Kasem durch die eben offenstehenden Fenster hineinzuwerfen. Zum Unglücke trafen sie eine Reihe von Rosenwasserflaschen, mit welchen Kasem vorher den glücklichen Handel gemacht hatte, und wovon jetzt keine einzige unbeschädigt blieb. Er fand diese Verwüstung bald nachher, und war desto untröstlicher darüber, da seine Pantoffeln die Gelegenheit dazu waren. Er verwünschte sie tausendmal, und verscharrte sie in einem Loche seines Gartens. Ein Nachbar, welcher es sah, verklagte ihn beim Kadi, als habe er einen Schatz vergraben. Der Kadi versäumte nicht, ihn unter einem erdichteten Vorwande zu einer neuen Geldbuße zu verurtheilen, so wie sie den Umständen eines Mannes der Schätze vergräbt, gemäß war. Nun hoffte Kasem seine Pantoffeln gewiß los zu werden, wenn er sie in eine nicht weit von der Stadt entfernte Wasserleitung würfe. Aber auch hier hörten sie nicht auf ihm zum Schaden zu gereichen, indem sie einen Ausgang der Wasserleitung verstopften, wodurch das Abfließen des Wassers verhindert wurde. Man untersuchte die Ursache dieser Unordnung, und fand Kasems Pantoffeln, die ihrem Herrn ein neues Gefängniß und eine dritte Geldstrafe zuzogen, ihm aber übrigen zurückgegeben wurden. Jetzt wurden sie verurtheilt verbrannt zu werden; jedoch um dieses möglich zu machen, mußte Kasem sie erst trocknen. Er legte sie zu diesem Ende auf das platte Dach seines Hauses, aber auch da hörten sie nicht auf Unglück zu stiften: des Nachbarn Kaze sah sie, und schlich von dem Dache ihres Herrn zu ihnen herüber. Indem sie nun mit dem einen spielte warf sie ihn herunter auf die Straße, wo er einer schwangern Frau auf den Kopf fiel, der es darüber unrichtig gieng, und deren Mann nicht eher ablies, als bis dem Kasem von

neuem eine nachdrückliche Geldstrafe zuerkannt wurde, die ihn der Armuth so nahe brachte, daß er voll Verweisung die unglücklichen Werkzeuge seines Verderbens zum Kadi brachte, und feierlich gegen alle Verantwortung, der sie ihn künftig noch aussetzen könnten, protestirte.

### Das weiße Nachtgespenst, welches seinen Gegner vor die Stirne schlug.

In einem Dorfe bei Magdeburg war schon einige Wochen die Rede gegangen, daß daselbst der vor kurzem verstorbene Einwohner Meyß des Nachts umherspule. Man gründete diese Sache auf Erfahrungen, welche Mehrere, denen er nächtlich erschienen war, gemacht zu haben versicherten. Man setzte um so weniger den geringsten Zweifel in diese Versicherung, je allgemeiner dafür gehalten wurde, daß der Geist des Verstorbenen, wegen des geführten gottlosen Lebenswandels, im Tode keine Ruhe gefunden habe.

Freilich hatte Meyß in seinem Leben nicht viel getaugt, und man wußte unter andern beinahe mit Gewißheit, daß er in einer Klagesache vor Gericht einen falschen Eid geschworen hatte. Kein Wunder daher, daß man ihn nicht Einmal, sondern sehr oft, auf dem Kirchhofe, unweit seiner Grabstätte, erblickte; und bald wollte, von der Zeit der Abenddämmerung an bis zum neuen Morgen, Niemand mehr über den Kirchhof gehen. Selbst der Nachtwächter, der doch von Berufs wegen ein größeres Recht hatte als jeder Andere, der Erscheinung zu Leibe zu gehen, und den etwaigen Geist zur Rede zu setzen, wagte es verschiedene Wochen hindurch gar nicht mehr sich der verrufenen Gegend im Dorfe zu nähern. Sein Nachtwächterberuf, meinte er, verpflichtete ihn nicht, es mit Verstorbenen und bösen Geistern aufzunehmen, und ihnen verwegen die Spitze zu bieten.

Eines Abends saßen verschiedene Einwohner im Wirthshause beisammen, und der Inhalt ihrer Unterredung war, wie gewöhnlich, das verwünschte Spulebing. Ehe man sich versah, kam Nachbar Baethel, ganz außer Athem, in die Stube hereingestürzt, sah aus wie eine Leiche, und zitterte am ganzen Leibe. Auf Befragen, was ihm widerfahren sey, gab er stotternd zu verstehen: „der alte Meyß stehe lebhaftig im Sterbhemde an der Kirchmauer.“



Die Bauern kreuzigten und segneten sich; des Wirths Töchtern schauderte die Haut, und sie rückten mit ihren Spinnrädern dichter zusammen. „Hab' ich's nicht gesagt, Gevatter? sprach der Eine zu dem Andern, du hast mir es immer nicht glauben wollen, nun hörst du, daß es wahr ist.“

Ein auf der Reise begriffener hallischer Student, der hier übernachtete, und beim Ofen in Ruhe sein Pfeifchen rauchte, hatte die lauten Gespräche der Bauern bisher lächelnd angehört, ohne eben Neigung und Beruf zu finden, sich in dieselben einzumischen. Er wußte wohl, daß ein so tief eingewurzelter Vorurtheil, wie der Glaube an Gespenster, bei gemeinen Leuten mit bloßen Vernunftgründen selten glücklich bestritten wird. Jetzt aber, wie der einfältige Barthel kam, und ihn lüstern machte die Natur der Erscheinung an Ort und Stelle zu prüfen: jetzt ließ er sich mit den Leuten in ein Gespräch ein, und suchte sie, nach Maasgabe ihrer Fassungskraft, von der Eitelkeit der Gespensterfurcht, und von der Thorheit ihres Wahnglaubens zu überzeugen.

Da er indessen bald merkte, daß er so gut als in den Wind geredet hatte, und seine gute Absicht hier in der Stube schwerlich je erreichen werde, so fragte er die Anwesenden, ob denn nicht wenigstens Ein beherzter Mann unter ihnen wäre, der Lust hätte, mit ihm nach der Kirchhoferscheinnung zu gehen, und sich daselbst durch den Augenschein zu überzeugen, daß der todte Meys die Lebenden nicht erschrecken könne, und daß die Erscheinung, so wie sie Barthel wahrgenommen haben wolle, unstreitig nichts als eine Wirkung seiner von Furcht erhitzten Einbildungskraft sey. Aber da war von Seiten der anwesenden Bauern an kein Mitgehen, an keine Untersuchung zu denken. „Sprach sagt, meinten sie, was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Borwik. Darum mag Meys da an der Kirchmauer stehen so lange er will; wir wollen ihn nicht beunruhigen, wenn er uns nur in Ruhe lassen wollte.“

Zum Glück trat eben jetzt der Schmidt des Dorfes herein, der lange Soldat gewesen war, und sich im Felde etwas rechts versucht hatte. Man erzählte ihm den Verlauf der Sache, und setzte hinzu: „der Herr da will das nicht glauben; er will hin zu dem Gespenste, und meint, wir alle, oder doch wenigstens Einer von uns möchte doch mit ihm gehen, aber wir werden keine Narren seyn, und uns ohne

Noth in einen Streit mit bösen Geistern einlassen.“

„Ihm aber, Meister Schmidt, seh' ich es an, sagte der Fremde, Er begleitet mich; Er sieht mir aus wie ein Mann, dem das Herz an der rechten Stelle sitzt.“

Das half! Ohnehin wußte der ehemalige Schnurrbart, der im Getümmel mancher mitgemachten Schlacht seine Schuldigkeit gethan hatte, nichts von kindischer Furcht, und konnte unmöglich zugeben, daß ihn ein zwanzigjähriger Student an Herzhaftigkeit überträte.

Der Student war hoch erfreut, an dem Schmidt einen Mann gefunden zu haben, der den übrigen feigen Meinungen nicht glich; und bemerkte mit Vergnügen, daß die Herzhaftigkeit unter gewissen Umständen so gut als die Feigheit ansteckend ist. Denn kaum hatte der Schmidt in einem festen Tone erklärt, daß er den braven Studenten in jedem Falle zur Untersuchung dessen, was Barthel gesehen haben wollte, begleiten werde: so gesellten sich ihm noch einige junge Bursche zu, und wollten das Wagetück ebenfalls mit bestehen.

Der Student legte vor Freude darüber zwei Thaler zum freien Trunk für diese Beherzten in die Hände des Wirths nieder. Man rüstete sich nun eiligst mit tüchtigen Prügeln zum Marsche nach dem Kirchhofe. Zwar meinten die Töchter des Wirths, es sey doch Schade um ihr junges Leben, und die zurückbleibenden Bauern selbst brummt kopfschüttelnd, der Glaube würde ihnen wohl in die Hand kommen; allein der Zug der Abentheurer gieng dennoch vor sich, und der Student erwiederte spöttlich lächelnd: „auch ich denke, ich will den Geist in die Hand bekommen, und dann sollt ihr herzlich lachen.“

Kaum waren unsere Gespensterjäger miteinander an die Ecke des Kirchhofs gekommen, siehe, da stand das große weiße Ding leibhaftig! Der Student selbst stugte ein wenig, gieng aber doch muthig auf die weiße Gestalt zu. Sein Wer da? blieb unbeantwortet. Seine Drohungen ebenfalls. Wie er herzhast näher hinzutrat, um die Drohung wahr zu machen, bekam er einen heftigen Schlag vor die Stirn, daß er rückwärts überschlug, und — weg war das Gespenst.

Die jungen Helden, welche dem Schmidt und dem Studenten vorsichtig langsam nachgeschlichen waren, machen links um, und liefen davon als ob ihnen der Kopf gebrannt hätte. Nicht so die beiden Hauptpersonen.

Der arm  
der auf.  
Stiene u  
Schlach  
des T  
größere  
nigen m  
geben:  
hocherfr  
er den C  
wir den  
Und n  
das tro  
Schulm  
von der  
zunehme  
dem nä  
Schmid  
men Ge  
um eine  
schwand  
zerbrach  
das Hen  
„Ab  
vor die  
telst ein  
meisterin  
Stange  
gessen:  
daß ih  
seine Zä  
lichen A  
ßen Gei  
dent au  
dadurch  
er ihm  
melte de  
betäubt  
zurück,  
Schlag  
Man  
wand n  
dortigen  
dichen  
hofser  
im Still  
Nacht  
Von de  
wom  
Zu de  
erfunden



Der arme Student raffte sich geschwind wieder auf. Zwar fühlte er eine Beile vor seiner Stirne und etwas Blut; allein so wie aus dem Schlachtfelde der im zweideutigen Augenblicke des Treffens tödtlich verwundete Held mit größerer Freudigkeit stirbt, wenn ihm die Scenen noch sterbend den Trost mit ins Grab geben: wir haben geseigt! so vergaß der hocherfreute Student seines Schmerzes; sobald er den Schmidt ausrufen hörte: „da haben wir den Popanz!“

Und wer war dieser Popanz? — Ein Hemd, das trocken sollte, und welches die Frau Schulmeisterin vergessen hatte zur rechten Zeit von der Stange, an welcher es hing, herabzunehmen und in Sicherheit zu bringen. In dem nämlichen Augenblicke, in welchem der Schmidt mit seinem Knüttel diesem stummen Gespenste einen tüchtigen Hieb versetzte, um eine Antwort von ihm zu erzwängen, verschwand es; d. h. die Stange, worauf es hing, zerbrach von der Gewalt des Schläges, und das Hemd fiel auf die Erde.

„Aber, wer schlug dann den Studenten vor die Stirne?“ Er selbst schlug sich, mittelst eines Rechens, davor. Die Frau Schulmeisterin hatte diesen zum Unterstügen der Stange gebraucht, und dafelbst ebenfalls vergessen; er lag der Länge nach so an der Erde, daß ihr Stiel nach dem Hemde hinwies, und seine Zähne in die Höhe standen. In dem nämlichen Augenblicke, als der Schmidt dem weißen Gespenste den Streich versetzte, trat der Student auf die Zähne des Rechens, und hob dadurch den Stiel desselben in die Höhe, daß er ihm gegen die Stirne fuhr. Indessen taumelte der Student, nicht sowohl vom Schmerze betäubt als vielmehr erschrocken, einige Schritte zurück, und fiel über einen Grabhügel; denn der Schlag war weniger heftig als unerwartet.

Man brachte hierauf das Gespenst von Leinwand nach dem Wirthshaus des Dorfes. Die dortigen Bauern schämten sich nun ihrer kindischen Furcht vor dieser ohnmächtigen Kirchhoferscheinung, und schlichen, zum Theil ganz im Stillen, und ohne den Vacherden eine gute Nacht zu wünschen, nach Hause.

Von der Austreibung eines bösen Geistes, womit Fräulein Agnese besessen war.

Zu der Zeit, wo die Luftbälle seit kurzem erfunden worden waren, und diese Erfindung

in den finstern Gegenden Frankreichs fast gar noch nicht bekannt war, lebte auf einem an der spanischen Gränze gelegenen französischen Landgute ein Edelmann, der das Unglück hatte, daß sein einziges Kind Agnese in ihrem vierzehnten Jahre geisteskrank ward. Sie bildete sich ein, daß sie von einem ungeheuer großen Teufel besessen werde. Der Vater würde mit Freuden sein halbes Vermögen hingegen haben, wenn er seine zärtlich geliebte Tochter dadurch von ihrer tollen Einbildung zu befreien gewußt hätte. Er ließ aus allen Gegenden Frankreichs geschickte Aerzte zusammenholen, und suchte bei ihnen Hilfe für den kranken Geist seiner Tochter. Viele versprachen sie ihm sehr zuversichtlich; allein keiner von allen hielt Wort. Ob man gleich der schönen blühenden Agnese äußerlich gar keine Krankheit ansah, so hatten doch die Aerzte dieser Herren größtentheils den Zweck, zuvörderst ihren gesunden Körper noch gesünder zu machen. Aber die arme Agnese glaubte nach mehreren Jahren noch immer vom Teufel besessen zu seyn.

Man gab endlich dem unglücklichen, bekümmerten Vater den Rath, er möchte seine geisteskrante Tochter einem Geistesarzte, d. h. einem Manne in die Kur geben, der sich hauptsächlich mit ihrer kranken Einbildungskraft beschäftige. Ein Apotheker aus der Nachbarschaft übernahm das schwere Geschäft, Agnesens kranken Geist von dem Wahne der Teufelsbesitzung mit Gottes Hilfe zu befreien. Zuvörderst suchte er auf alle Art und Weise das uneingeschränkste Vertrauen der Agnese zu gewinnen, wozu ihm ihre Eltern gerne behilflich waren. Man brachte es zuletzt dahin, daß sie jede Behauptung des Apothekers für unbedingte Wahrheit hielt, und bei jeder Gelegenheit nicht mehr ihre Mutter oder ihren Vater, sondern den Freund zu Rathe zog. Mittelt dieses unbegrenzten Vertrauens gelang es ihm, sie von allem zu überzeugen was sie als ungläubig mußte, wenn folgende originelle Geistesarzney anschlagen, und die Kranke von ihrem Wahne befreien sollte.

Erst erzählte sie ihm, der Teufel, von welchem sie gequält werde, sey so groß wie der größte Riese, aber sehr schlant und mager; er wachse indessen noch, und werde zuletzt so dick werden wie der Stamm der ungeheuern Linde, die auf ihrem väterlichen Schloßhause stehe; und dergleichen Aberglauben mehr.



Der Apotheker merkte sich alle diese Ausgebürten ihres Wahnsinnes, um diejenigen welche in seinen Kram passten, einst zu ihrem Besten zu benützen; ja er wagte es sogar, ihr in dieser Absicht noch mehr sinnloses Zeug in den Kopf zu setzen. Unter andern sagte er ihr bei verschiedenen Gelegenheiten: Nach der Beschreibung, welche sie ihm von ihrem Teufel gemacht habe, kenne er denselben persönlich; seine eigene Tochter sey von ihm bejessen worden; er habe gewöhnlich ein seidenes Kleid von Taffent an, und könne durchaus keinen Rauch von gewissen Sachen vertragen, die er in seiner Apotheke habe, und die man auf Kohlenfeuer schütten müsse, um sie in einen dicken Qualm zu verwandeln. Es sey auch gar nicht schwer einen solchen Teufel, vermittelt dieses Rauchs und gewisser ihm bekannter Beschwörungsformeln, aus der Person, in welcher er seinen Sitz habe, auszutreiben, so daß er krachend durch die Lüfte davon siege, und niemals wiederkehre. Ihm sey es gelungen, auf diese Art seine Tochter von dem bösen Einwohner glücklich und auf immer zu befreien.

Agnesen fiel es nicht ein, diese Erdichtungen im geringsten zu bezweifeln; denn sie nahm, wie geiaat, zuletzt jedes Wort ihres Freundes für ein Eoangelium. Jetzt sieng der Apotheker an, hieraus den lange beabsichtigten Nutzen zum Besten der Kranken zu ziehen. Die ungesuchteste Gelegenheit dazu gab ihm die damals noch ganz neue Erfindung mit der Luftschiffahrt. Noch ehe das geringste hievon zu Agnesens Kenntniß gekommen war, verfertigte er ganz insgeheim einen länglichten Luftball von Taffent in menschlicher Gestalt, der, so hoch als der größte Riese, und, so zehblasen, so dick als der Stamm der Linde auf Agnesens väterlichem Landgute war. Oben gab er ihm lange Hörner, und unten einen vollkommenen Pferdefuß. Das Ganze hatte also ungesähr die Gestalt, in welcher man sich den Teufel vorstellt.

Indessen hatte er der schlaue Apotheker Agnesen unvermerkt dahin zu bringen gewußt, daß sie selbst ihn sehentlich bitten mußte, doch auch sie von dem lästigen Teufel zu befreien, den er so glücklich von seiner Tochter entfernt habe. Er versprach ihr das gerne, und hielt jenen Teufel von Taffent, das heißt den kleinen Luftball in Teufelsgestalt, und alles in Bereitschaft, was dazu erforderlich war ihn anzufüllen und steigen zu machen.

Die Verbannung des unsaubern Geistes war an einem sehr schwülen Nachmittage anberaumt, wo man mit höchster Wahrscheinlichkeit ein Gewitter vermuten konnte. Auch dieses gehörte mit in den Plan des Apothekers; denn der Agnese war sehr bange wenn es donnerte, und sie blieb während eines Gewitters kaum ihrer Sinne mächtig. Auch hatte er ihr erzählt, aus seiner Tochter sey der Teufel mit einem fürchterlichen Krachen ausgefahren.

Da die Gewitterwolken rund umher am Horizont aufblüheten, und das Gewitter selbst zu reifen anfieng, begann der Apotheker mit wichtiger Miene verschiedene nichtsbereutende Beschwörungsformeln über Agnesen zu plaudern. Er führte sie mit ihrem Vater nach dessen Schloßgarten, wo er hinter einem Geskräuche den Luftball vorher aufgehängt hatte. Der taffentne Teufel war aber noch nicht mit Luft angefüllt, sondern so schlant wie Agnese den ihrigen beschrieben hatte. Einige treue Diener mußten sie mit Kohlenbecken begleiten und räuchern.

Der Zug mit der erwartungsvollen Agnese gieng feierlich langsam auf allerlei Umwegen durch den weitläufigen Garten; denn der Apotheker harrete mit Schmerzen auf den ersten Donner des sich nähernden Gewitters. Endlich rollte dieser grausenvoll durch die Luft. Agnese zitterte am ganzen Leibe, und glaubte nichts gewisser, als daß dieser natürliche und ungerufte Donner durch die Beschwörungsformeln i. es Freundes herbeigeführt, und eine unmittelbare Wirkung ihres Teufels sey.

Der Apotheker fuhr mit dem Blendwerke seiner Zaubervorte eifriger als je fort. Und da sich bald darauf abermals ein anhaltender noch stärkerer Donner hören ließ, so führte er in dem nämlichen Augenblick Agnesen hinter das Geskräuch, wo sie in jenem Luftballe, auf eine heftig erschütternde Art, ihren in Taffent gekleideten schlanken Teufel zu erblicken glaubte. Der Apotheker und die sämtliche Dienerschaft fuhren entschlossen auf ihn zu, als freuten sie sich des gelungenen, und nur noch zu vollendeten Werks. Sie veräucherten nun die Schreckensgestalt auf allen Seiten, und füllten sie indessen geschwind und unvermerkt. Wirklich erschien sie nach vollendetem Anschwellen auch den Uebrigen scheuslich und fürchtbar. Indem Agnese sie jetzt mit Entsetzen betrachtete, donnerte es abermals. Man entließ den Teufel augenblicklich; er fuhr noch unter dem Krachen des nämlichen Donnerens



s war  
anbe-  
inlich-  
ch die  
elers ;  
s don-  
itters  
er ihr  
el mit  
en  
er am  
e selbst  
er mit  
utende  
plaus-  
ch des  
n Ge-  
hatte.  
ht mit  
Agnese  
reue  
gleiten

Agnese  
wegen  
nn der  
den er-  
itters.  
e Luft.  
glaubte  
he und  
ungs-  
und eine  
y.  
ndwerte  
Und da  
er noch  
te er in  
ter das  
auf eine  
ffent ge-  
glaubte.  
Diener-  
als freu-  
noch zu  
nun die  
und füll.  
ermerkt.  
em An-  
ich und  
mit Ent-  
s. Man  
uhr noch  
don nerns



Austreibung eines bösen Geistes.



die Rüste (siehe die vorstehende Abbildung),  
flog, in einer schiefen Richtung, fast bis zum  
Ansehbarwerden, wurde indessen vom Winde  
schnell in eine unübersichtbare Ferne fortgerissen  
und verschwand.

Agnesens starrer Blick sah ihm mit freudi-  
gem Erkennen nach. Alle frohlockten um sie  
her, und wünschten ihr Glück, sie nun auf  
immer von dem Teufel befreit zu sehen. Sie  
fiel mit Thränen im Auge auf ihre Knie,  
und dankte dem Himmel dafür; sie umarmte  
und küßte dankbar ihren Freund, den Apo-  
theker, dem sie nächst Gott dies Glück schul-  
dig zu seyn glaubte; sie fiel entzückt ihrer  
Mutter und ihrem Vater einmal um's andere  
um den Hals: kurz, der unglückliche Wahn,  
als ob sie vom Teufel beissen sey, war mit  
dem davon entenden Luftballer glücklich aus ih-  
rer Seele verschwunden.

#### Strafgedicht an den Wind.

Er unumschränkter Selbst-Regent  
Von unsrer Atmosphäre!  
Macht wohlthätig seinem Regiment  
Am Himmel wenig Ehre  
Herr Blasebalg, drum hör' er mich,  
Frisch von der Leber weg will ich  
Ihm für sein tolles Wesen  
Zehrt die Leviten lesen.

Er ist ein wahrer Erztirann.  
Es bückt in seinem Reiche  
Vor ihm sich jeder Unterthan,  
Sey's Gräbchen oder Eiche:  
Ja, wenn's ihm einfällt, müssen gar,  
Mit augenscheinlicher Gefahr,  
Trotz ihrem steifen Rücken  
Sich Thurm und Schornstein bücken.

Und wird nicht gleich ihm aufgethan,  
So macht er ein Getümmel,  
Schlägt uns an Thür und Fenster an,  
Und poltert wie ein Rummel;  
Läßt keine Fahne ungetrübt,  
Und machet jeden Aushängeschild,  
Sey's König oder Engel,  
Zu einem Galgenschwengel.

Und ziehet er als Feind heran  
In einem Donnerwetter,  
So kündigt er den Krieg uns an,  
Wie unsre Erdengötter;  
Da nimmt er beide Wacken voll,  
Und streut, als wär' er voll und toll,  
Von Rechen die nichts taugen,  
Drab Sand uns in die Augen.

Er pflegt hienieden weit und breit  
In alles sich zu mischen,  
Und sucht, wie manche Herrlichkeit,  
Im Trüben nur zu fischen;  
Und ist dann die Konfusion  
Necht groß, so macht er sich davon,  
Und läßt die Welt in Kriegen,  
Die er erst anblies, liegen.

Es soll nach seinem Eigensinn  
Hienieden alles gehen;  
Wir Menschen sollen nur, wohin  
Es ihm beliebt, uns drehen;  
Allein wir kehren seinem Grimm  
Den Rücken zu, und zeigen ihm,  
(Mag er auch noch so rasen)  
Wohin er uns soll blasen.

Er handhabt die Gerechtigkeit  
Just so wie manche Richter:  
Statt daß er Wolken oft zerstreut  
Macht er sie nur noch dichter:  
Die kleinen Lichter bläset er aus,  
Die großen aber, die uns Haus  
Und Hof verheeren können,  
Macht er noch stärker brennen.

Den Münsterplatz hat er zum Ziel  
Vorzüglich auserkoren:  
Dort treibet er ein arges Spiel,  
Läßt niemand ungeschoren;  
Dort fliegt vom Kopfe mancher Hut,  
Den er mit lossem Uebermuth  
Herunter hat geblafen,  
Und rollt durch die Straßen.

Auch wollen ihn, er geiler Bock,  
Die Wädchen gar nicht loben:  
Es ist ja fast kein Unerrock,  
Den er nicht aufgehoben.  
Drum sey er nur auf seiner Hut!  
Es ist ihm hier wohl Niemand gut,  
Ihm, unverschämter Blaser,  
Als allenfalls der Glaser.

Nichts ist ihm, wenn er faust und braust,  
Auf Erden zu vergleichen;  
Allem am allerärgsten haust  
Er noch in unsern Bächen:  
Da brummt und feist und zwickt und quält  
Er uns so lang es ihm gefält,  
Und neckt dann durch sein Blasen  
Sogar auch unsre Nasen.

Allein da sing' ich armer Narr  
Mich atmenlos und müde:  
Und er bläst fort, und brummt wohl gar  
Den Bass zu meinem Liede,  
Drum Punktum! und kein Wörtchen mehr:  
Denn alle die Moral mit der  
Man ihm kommt anzuochen,  
Ist in den Wind gesprochen.





### Muthiger Kampf eines eilfjährigen Mädchens mit einem Wolfe.

Den 9ten Junius 1813 war Franziska Robert, ein eilfjähriges Mädchen, von Pontails im Departement Gard gebürtig, mit ihrem siebenjährigen Bruder, Justin Robert, damit beschäftigt, kleines Holz an einem mit Kastanienbäumen bepflanzten Plage, unweit ihrer Wohnung aufzuslesen, als ein Wolf auf den kleinen Robert losstürzte, ihn beim Hals packte, und fortzuschleppen wollte. Auf das Geschrei des Knaben eilte seine Schwester herbei, hob Steine auf, warf sie mit allen ihren Kräften nach dem Wolf, und bringt es dahin, daß er vom Knochen abläßt. Aber alsobald stürzt er auf sie los; das Mädchen stellt sich mit dem Rücken an einen Baum, und ohne andere Wehr als Steinen, hält es das reißende Thier von sich ab. Die-

ses kehrt ergrimmt sich um, packt aufs neue den kleinen Justin, reißt in einem Augenblick seine Kleider in Stücke, und wollte ihn eben selbst zerreißen. Das Mädchen verdoppelt seine Anstrengung, trost aller Gefahr, wirft und schlägt unaufhörlich auf den Wolf, und rettet zum zweitenmal seinen Bruder. Nun schleppt es ihn nackend und blutig zum nächsten Baum, nachdem es dort noch einige Zeit mit dem Wolfe gekämpft hatte, zwingt es ihn endlich sich zu entfernen, setzt sodann seinen Bruder in den für das gesammelte Holz bestimmten Korb, und trägt ihn nach Hause. Die Wunden die der kleine Robert erhalten hat, sind zahlreich, einige auch tief, doch glaubte man sie nicht tödlich.